CHRISTOPH CORNELISSEN

DIE GRÜNDERVÄTER DES DEUTSCHEN HISTORISCHEN INSTITUTS PARIS

Erkenntnisse und offene Fragen

Seit seiner Gründung im Jahr 1958 vermochte das Deutsche Historische Institut Paris (DHIP) der deutschen und französischen Geschichtswissenschaft wiederholt wichtige Impulse zu vermitteln. Daß sich hierüber ein enger wechselseitiger Austausch zwischen deutschen und französischen Historikern und Historikerinnen einstellte, läßt sich unter anderem daran ablesen, daß Karl Ferdinand Werner, Direktor des Instituts von 1968 bis 1989, dazu aufgefordert wurde, den ersten Band in der angesehenen Reihe Histoire de la France im Verlag Fayard zu verfassen[1]. Überdies fungierte das DHIP seit Ende der 1950er Jahre kontinuierlich als ein herausgehobenes Forum zur Vermittlung der deutschen Geschichte und Geschichtswissenschaft nach Frankreich sowie zugleich als eine Bühne, auf der deutsche Historiker eine engere Bekanntschaft mit französischen historiographischen Debatten machen konnten[2].

Ungeachtet der hier nur angedeuteten Erfolgsbilanz kann und darf sich die Beschäftigung mit den Gründervätern und der Gründungsgeschichte des DHIP nicht in einem selbst-kongratulatorischen Diskurs erschöpfen. Tatsächlich liegen sogar viele Umstände seiner Anfänge noch in einem relativen Dunkel. Wer also nach den Gründervätern und den Anfängen der Instituts fragt, kommt nicht umhin, zunächst den Blick auf den weiteren historiographie- und damit zugleich politikgeschichtlichen Rahmen zu richten, um sich ein sicheres Terrain zu verschaffen. Das erscheint nicht zuletzt deswegen notwendig, weil die Themenstellung indirekt auf die lange Dauer der spannungsreichen Beziehungen zwischen der deutschen und französischen Historiographie, vor allem aber auch auf jeweils nationale Besonderheiten in ihren Entwicklungspfaden verweist. Wohl kaum zufällig spricht Peter Schöttler in seinem

[1] Karl Ferdinand WERNER, Histoire de la France: Les origines (avant l'an mil), Paris 1986; in deutscher Übersetzung: Geschichte Frankreichs, Bd. 1, Die Ursprünge Frankreichs bis zum Jahr 1000, hg. von Jean FAVIER, aus dem Franz. übertragen von Cornelia DIRLMEIER, Stuttgart 1989.

[2] Zur Leistungsbilanz des DHIP siehe Gesamtverzeichnis der Veröffentlichungen, bearb. von Rainer BABEL u. Rolf GROSSE, Paris 1994, in: Werner PARAVICINI (Hg.), Das Deutsche Historische Institut Paris. Festgabe aus Anlaß der Eröffnung seines neuen Gebäudes, des Hôtel Duret de Chevry, Sigmaringen 1994, S. 125–138.

Beitrag von einem »verminten Terrain« für die deutschen Historiker, als es darum ging, in Paris ein Deutsches Historisches Institut aufzubauen[3]. Es erscheint daher sinnvoll, zunächst das historische, genau genommen das historiographische Erbe etwas genauer in den Blick zu nehmen, um im Anschluß daran die Gründungsgeschichte im engeren Sinn kursorisch nachzuzeichnen. In einem dritten Teil werden abschließend methodische Fragen zur neueren Biographieforschung angeschnitten sowie verschiedene offene Fragen angedeutet.

Vom historiographischen Erbe

Wenn man sich auf die Suche nach den ›Minenlegern‹ und ›Minenräumern‹, ihren Motiven und Interessen begibt und hierbei außerdem den allgemeinen Rahmenbedingungen seine Aufmerksamkeit schenkt, dann wird der Blick fast zwangsläufig an die Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert zurückgelenkt. Denn erst eine solch lange Blickachse erlaubt es, die Konjunkturen in der Abfolge von wechselseitigen Beziehungen, Verflechtungen, aber auch Abgrenzungen sowie dezidierter Abwehr zwischen deutschen und französischen Historikern erkenntlich zu machen, wurde doch die Geschichtswissenschaft in beiden Ländern von starken nationalen Impulsen geprägt und im 20. Jahrhunderts sogar wiederholt zum Spielball der jeweils obwaltenden Machtbeziehungen. Außerdem werden nur über einen derartigen Längsschnitt die politischen, ökonomischen und kulturellen Rahmenbedingungen ersichtlich, unter denen das DHIP am Ende der 1950er Jahre gegründet werden konnte.

Was bedeutet das im einzelnen? Was vor dem Ersten Weltkrieg – wenn auch nicht ohne Zwischentöne – als ein hoffnungsvoller Auftakt zum Aufbau einer internationalen Fachgemeinschaft erschienen war, ist im Nachhinein mit Blick auf die französische Seite als der Prozeß einer nachholenden, fachlichen Professionalisierung gedeutet worden. Denn im Gegensatz zu Deutschland lagen die Gründungsjahre der universitären Historiographie in Frankreich erst in den letzten beiden Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts, wobei vor allem in organisatorischer und methodischer Hinsicht das deutsche Modell Pate gestanden hatte. Gleichzeitig aber sorgten die politischen und gesellschaftlichen Tendenzen der Epoche dafür, daß die französischen Universitätshistoriker im Unterschied zu ihren deutschen Zunftgenossen sich als Teil eines breiten republikanischen Konsenses begriffen. Zur nationalen Traditionspflege gehörte deswegen in Frankreich die historiographische Rechtfertigung der revolutionären Errungenschaften von 1789. Damit einher gingen allerdings ein oft ausge-

[3] Vgl. dazu den Beitrag von Peter Schöttler in diesem Band.

prägter methodischer Konservatismus und eine Ausrichtung auf traditionelle Fragestellungen der Politikgeschichte, so daß bei der Betrachtung des deutschen und französischen Entwicklungspfades bis ins 20. Jahrhundert durchaus viele Parallelen sichtbar werden[4].

Die sich hierüber abzeichnende Konvergenz zwischen den Historikern beider Länder ist bekanntlich im erbittert ausgetragenen »Krieg der Worte« während des Ersten Weltkriegs an ein vorläufiges Ende gelangt. Wohl kaum läßt sich sagen, die Historiker beider Seiten hätten sich damals über die Kampflinien an den militärischen Fronten hinweg verständigt, »au-dessus de la mêlée«, wie es Romain Rolland formuliert hat[5]. Das Gegenteil war der Fall. Der vor 1914 herrschende Optimismus, die internationale Kooperation der Gelehrten könne in eine *république des lettres* münden, fand sich danach von einem geschichtsphilosophischen Realismus abgelöst, teilweise sogar von einer dezidiert pessimistischen Grundhaltung. Nach dem Ersten Weltkrieg dauerte es deswegen geraume Zeit, bis erneut direkte Verbindungen zwischen deutschen und französischen Historikern in nennenswerter Dichte aufgenommen wurden. Die Vorgänge finden sich zahlreich dokumentiert[6]. Persönliche Verbindungen kamen an ein Ende, und ursprünglich gemeinsam geplante oder gemeinsam durchgeführte Forschungsprojekte wurden unterbrochen oder liefen ergebnislos aus. Außerdem erfüllten die zuvor etablierten akademischen Kommunikationskanäle – also die Zeitschriften und Editionen oder auch das Tagungsgeschäft – nunmehr nicht länger ihre Funktion, so wie dies noch vor dem Ersten Weltkrieg der Fall gewesen war. Auch die Auslandsaufenthalte, ja das wissenschaftliche Interesse an der Geschichte des anderen ließen ersichtlich nach. Insbesondere die 1920er Jahre gelten daher – in west-östlicher Blickrichtung – als eine Phase der wissenschaftlichen Abwehr deutscher Einflüsse[7].

Angesichts dieser Lage kann kaum überraschen, wie sehr im gleichen Zeitraum das Klischee vom historischen Feind und damit einhergehend von einer dauernden Völkerfeindschaft in beiden national durchwirkten Historiographien gepflegt wurde. Sicher: Es gab zahlreiche Abstufungen, auch graduelle

[4] Vgl. Lutz RAPHAEL, Epochen der französischen Geschichtsschreibung, in: Wolfgang KÜTTLER u.a. (Hg.), Geschichtsdiskurs, Bd. 1, Grundlagen und Methoden der Historiographiegeschichte, Frankfurt a.M. 1993, S. 101–132, hier S. 109.

[5] Vgl. dazu Michael KLEPSCH, Romain Rolland im Ersten Weltkrieg. Ein Intellektueller auf verlorenem Posten, Stuttgart 2000, S. 66. Vgl. zu den französischen Historikern im Krieg: Gerd KRUMEICH, Ernest Lavisse und die Kritik an der deutschen »Kultur«, 1914–1918, in: Wolfgang J. MOMMSEN (Hg.), Kultur und Krieg. Die Rolle der Intellektuellen, Künstler und Schriftsteller im Ersten Weltkrieg, München 1996, S. 143–154.

[6] Vgl. Karl Dietrich ERDMANN, Die Ökumene der Historiker. Geschichte der Internationalen Historikerkongresse und des Comité international des sciences historiques, Göttingen 1987.

[7] Vgl. zuletzt Steffen KAUDELKA, Rezeption im Zeitalter der Konfrontation. Französische Geschichtswissenschaft und Geschichte in Deutschland 1920–1940, Göttingen 2003.

Unterschiede zwischen der deutschen und französischen Historiographie. Insbesondere die Gründerväter aus der ersten Generation der Annales-Schule lassen sich nicht einfach in ein solches Schema einordnen. Und auch die Angehörigen der sogenannten »Bonner Schule« in der Zwischenkriegszeit waren nicht uneingeschränkte Parteigänger des deutschen Nationalstaats oder eines antifranzösischen Revisionismus. Gleichwohl bedarf es keiner aufwendigen Suche, um Belege beiderseits des Rheins dafür zu finden, wie sehr die Konflikte zwischen Deutschland und Frankreich in den Jahrzehnten nach 1918 von zahlreichen Historikern als wesensmäßig verstandene Gegensätze einer deutschen und französischen Mentalität gedeutet wurden. Das Phänomen ist geradezu ubiquitär. Ein Blick in die deutsche und französische Rheinlandliteratur der 1920er und 30er Jahre vermag den Sachverhalt sehr anschaulich aufzuzeigen[8]. Davon sind insbesondere die Traktate derjenigen Historiker im Westen des Reiches nicht frei, die zu Zeitzeugen der französischen Rheinland- und Ruhrbesetzung wurden[9].

Daß die deutsche Besatzungspolitik in Frankreich während des Zweiten Weltkrieges bei manchem Betroffenen oder auch nur Beobachter auf französischer Seite einen zusätzlichen Schub zu einer wechselseitigen Entfremdung auslöste, noch mehr: Wie sehr hieraus geradezu eine Verfeindung hervorging, liegt auf der Hand[10]. Die Beiträge von Peter Schöttler und Wolfgang Freund aus dem vorliegenden Band können dafür als Belege herangezogen werden. Schon seit einigen Jahren bekannt sind außerdem die – letztlich erfolglosen – Versuche Theodor Mayers zum Aufbau eines deutschen historischen Instituts in Paris noch während des Zweiten Weltkriegs[11]. Welche Absichten er damit verfolgte, skizzierte Mayer in einer »Denkschrift« vom 10. Februar 1941, in der er unverhohlen einen »Führungsanspruch« der deutschen Geschichtswis-

[8] Vgl. dazu Franziska WEIN, Deutschlands Strom – Frankreichs Grenze. Geschichte und Propaganda am Rhein 1919–1930, Essen 1992; sowie speziell zur Ruhrkrise: Christoph CORNELISSEN, Vom »Ruhrkampf« zur Ruhrkrise. Die Historiografie der Ruhrbesetzung, in: Gerd KRUMEICH (Hg.), Der Schatten des Weltkrieges. Die Ruhrbesetzung 1923, Essen 2004, S. 25–45.

[9] Vgl. dazu Marlene NIKOLAY-PANTHER, Das Institut und die geschichtliche Landeskunde der Rheinlande 1920–1945, in: Burckhard DIETZ u.a. (Hg.), Griff nach dem Westen. Die »Westforschung« der völkisch-nationalen Wissenschaften zum nordwesteuropäischen Raum (1919–1960), Bd. 2, Münster 2003, S. 689–714, hier S. 702f.; Eduard MÜHLE, Für Volk und deutschen Osten. Der Historiker Hermann Aubin und die deutsche Ostforschung, Düsseldorf 2005, S. 152–165.

[10] Zu den strukturellen Unterschieden in der Zwischenkriegszeit vgl. Peter SCHÖTTLER, Die intellektuelle Rheingrenze. Wie lassen sich die französischen »Annales« und die »NS-Volksgeschichte« vergleichen?, in: Christoph CONRAD, Sebastian CONRAD (Hg.), Die Nation schreiben. Geschichtswissenschaft im internationalen Vergleich, Göttingen 2002, S. 271–295.

[11] Conrad GRAU, Planungen für ein Deutsches Historisches Institut in Paris während des Zweiten Weltkrieges, in: Francia 19/3 (1992), S. 108–128.

senschaft im europäischen Raum reklamierte. Konkret wollte er Arbeitsaufträge erteilen, um den Nachweis zu führen, »daß Nordfrankreich in weitgehendem Maße ein germanischer Raum ist. Mag auch der größte Teil der Germanen dort sprachlich romanisiert worden sein, dem Blute und den großen geschichtlichen Leistungen auf allen Gebieten des ganzen Lebens in Volk und Staat nach ist der Anteil der Germanen bedeutend«[12].

Zwar handelte es sich hier »nur« um ein internes Papier, das den französischen Kollegen nicht bekannt war, aber die Stoßrichtung der deutschen Besatzungsherrschaft auf dem Gebiet der Kultur war für alle direkt Betroffenen mehr oder minder ersichtlich. Die Erinnerung daran, insbesondere auch an das 1940 in Paris errichtete Deutsche Institut waren in den 1950er Jahren noch sehr präsent[13]. Ob auch die Mitwirkung Theodor Schieffers, Heinrich Büttners und Eugen Ewigs in der Kommission für Archivschutz zu den »Belastungsfaktoren« bei der späteren Institutsgründung gezählt werden kann, bedarf im einzelnen einer sehr genauen Prüfung[14]. Was ursprünglich als Aktion gedacht war, politische und landeskundliche Akten mit dem Ziel sicherzustellen, um Material für den Propagandafeldzug der Nationalsozialisten gegen feindliche Staaten in der Hand zu haben, radikalisierte sich im Laufe des Zweiten Weltkriegs in solch einem Ausmaß, daß die Grenze zur Plünderung der französischen Archive zunehmend fließend ausfiel. Sicher: Von vorschnellen Urteilen sollte man absehen, und doch sticht das fehlende Unrechtsbewußtsein so manch' eines Beteiligten noch in der Nachkriegszeit ins Auge. Hermann Jakobs hat dazu festgestellt: Die Kommission für den »Archivschutz« arbeitete nicht unmittelbar im Troß des Blitzkrieges, war aber als Expertenstab über den Sicherheitsstäben vom SD sowie von dem Außenpolitischen und dem Kolonialpolitischen Amt der NSDAP eingesetzt. Mit ihren zeitweilig 15 Mitarbeitern erbrachten sie 23 Mannjahre in nur eineinhalb Jahren Wirkungszeit[15]. Dadurch werden Fragen nach den genauen Modalitäten sowie nach der Art und Weise aufgeworfen, wie die deutschen Historiker und Archivare mit ihren französischen Kollegen umgegangen sind.

[12] Theodor Mayer, Denkschrift, 10.2.1941, hier zit. nach GRAU, Planungen (wie Anm. 11), S. 119f.

[13] Vgl. zur Kulturpolitik des Deutschen Instituts in Paris Eckard MICHELS, Das Deutsche Institut in Paris 1940–1944, in: Revue d'Allemagne 23 (1991), S. 451–466; DERS., Das Deutsche Institut in Paris 1940–1944. Ein Beitrag zu den deutsch-französischen Kulturbeziehungen und zur auswärtigen Kulturpolitik des Dritten Reiches, Stuttgart 1993.

[14] Siehe dazu die Hinweise in Ulrich PFEIL, Über Archivraub und historische Deutungsmacht: Ein anderer Einblick in die deutsche Besatzungspolitik in Frankreich, in: Francia 33/3 (2006), S. 163–194. Vgl. zum »Sonderkommando Künsberg« ebenfalls Anja HEUSS, Kunst- und Kulturgutraub. Eine vergleichende Studie zur Besatzungspolitik der Nationalsozialisten in Frankreich und der Sowjetunion, Heidelberg 2000, S. 285–293 sowie S. 305–310.

[15] Hermann JAKOBS, Theodor Schieffer (1910–1992). Ein Gelehrtenleben im 20. Jahrhundert, in: Historisches Jahrbuch 113 (1993), S. 1–20, hier S. 7.

Gleichzeitig sollten wir alternative Pfade oder auch gegenläufige Entwicklungen nicht übersehen, so ambivalent deren politische Implikationen gewesen sein mögen. Nützlich ist in diesem Zusammenhang die Formel Heribert Müllers vom »bewunderten Erbfeind«, die er in seiner Analyse des Werkes von Johannes Haller geprägt hat[16]. Danach blieb selbst bei stark national oder gar nationalistisch affizierten Gelehrten im Deutschen Reich – für die Haller eben nur ein besonders prägnantes Beispiel abgibt[17] – nach dem Ersten Weltkrieg ein starkes kulturelles Interesse an Frankreich erhalten. In seiner Studie zur Rezeption im Zeitalter der Konfrontation steuert Steffen Kaudelka zahlreiche weitere Belege für die spannungsreiche und widersprüchliche Geschichte von produktivem Dialog, heimlicher Faszination sowie gelehrter Nicht-Rezeption und brüsker Zurückweisung bei. Aus ihnen geht deutlich hervor, wie sehr eine Vielzahl deutscher Historiker sich angesichts der Forschungsleistungen ihrer französischen Kollegen permanent herausgefordert fühlte. Selbst der nicht gerade für sein Feingefühl bekannte Adalbert Wahl meinte beispielsweise 1936, daß die Franzosen »uns deutschen Historikern an Gründlichkeit und Breite ihrer Untersuchungen und Monographien seit langem überlegen« seien. Emblematischer und zugleich aufschlußreich sprach Hermann Heimpel vier Jahre später, also 1940, in der Historischen Zeitschrift von dem »Land der feindlichen, der bösartigen, der heimlich geliebten Brüder«[18].

Für die Frage nach der Rolle der Gründerväter des DHIP ist in diesem Zusammenhang bedeutsam, wie sehr die lebensbiographischen Erfahrungen des Einzelnen, seine wissenschaftlichen Interessen, aber auch Momente wie Konfessionszugehörigkeit und die Zuordnung zu spezifischen Teilfächern der Geschichtswissenschaft prägend auf Kontakte zwischen deutschen und französischen Historikern gewirkt haben. Keineswegs sind ja alle deutschen Historiker in Frankreich während des Zweiten Weltkriegs im Stil und mit dem Ansinnen eines Besatzungsoffiziers aufgetreten, also kurz und überpointiert gesprochen: als ›Täter‹, um historiographische oder archivarische Raubzüge zu unternehmen. Den Beiträgen dieser Tagung läßt sich vielmehr klar entnehmen, daß weder dem »politisch völlig unbelasteten« Max Braubach (Konrad Repgen) noch Eugen Ewig, Theodor Schieffer oder Paul Egon Hübinger derartige Vorwürfe gemacht werden können. Überdies scheinen sie sich zu keinem Zeitpunkt während des Krieges zu antifranzösischen Ausfällen hergegeben zu haben, jedenfalls soweit wir dies bislang wissen.

[16] Heribert MÜLLER, Der bewunderte Erbfeind. Johannes Haller, Frankreich und das französische Mittelalter, in: Historische Zeitschrift 252 (1991), S. 265–317.

[17] Vgl. den Beitrag von Steffen Kaudelka in diesem Band.

[18] Hermann HEIMPEL, Frankreich und das Reich, in: Historische Zeitschrift 161 (1940), S. 229–243, hier S. 232; Adalbert WAHL, Rezension von Armand RÉBILLON, Les États de Bretagne de 1661 à 1789, in: Historische Zeitschrift 154 (1936), S. 168–170.

Und doch sollte man nicht verkennen, daß der Zweite Weltkrieg in einer weiteren Sicht zu einer wechselseitigen Entfremdung zwischen den Historikern beiderseits des Rheins beitrug. Das zeigt sich unter anderem daran, daß alle Versuche von deutscher Seite, nach dem militärischen Sieg über Frankreich eine Annäherung zwischen deutschen und vermeintlich kollaborationsbereiten französischen Kollegen zu betreiben, letztlich an deren Widerstand oder auch nur deren mangelndem Kooperationswillen gescheitert sind. Namentlich der Mediävist Theodor Mayer und seine Mitstreiter im Rahmen der deutschen Westforschung während des Nationalsozialismus mußten das zu ihrem Unwillen eingestehen. Ihre Versuche zur Einbeziehung französischer Kollegen in die deutsche Westforschung trafen auf einhellige Ablehnung, obwohl es keineswegs an konservativen Historikern in Frankreich mit Affinitäten zum autoritären Kurs des Vichy-Regimes mangelte. Mehrheitlich aber setzte sich auf französischer Seite eine Haltung durch, welche die Distanz sowohl zum eigenen autoritären Regime als auch zu den deutschen Besatzern herausstrich. In Übereinstimmung hiermit behielten die Publikationen in der »Revue historique« einen distanzierenden Ton gegenüber der Vichy-Ideologie, ja noch mehr: In ihnen kam die fachinterne Kritik an rassistischen und nationalsozialistischen Positionen zum Ausdruck[19].

Nach der Kriegswende 1943, spätestens aber ab 1944 konnten die deutschen Kräfte letztlich von keiner Seite mehr mit einem Einverständnis rechnen. Die Abkehr französischer Kulturwissenschaftler von Deutschland demonstriert den Sachverhalt sehr deutlich. Geradezu flächendeckend setzte seinerzeit das Ende der Rezeption deutschsprachiger Philosophie und Kulturwissenschaft ein[20]. Zwar gehören alle diese Informationen nur indirekt zur Vorgeschichte des DHIP, aber sie werfen doch ein aufschlußreiches Licht auf die Umstände und weiteren Rahmenbedingungen seiner Gründung. Es gab tatsächlich ein vermintes Terrain in der Geschichtswissenschaft, auf dem nach 1945 die deutsch-französische Kooperation neu aufgebaut werden sollte.

Die Gründungsgeschichte im engeren Sinn

Die voran geschilderte Skizze der Vorgeschichte des DHIP ist nicht zuletzt deswegen von Bedeutung, weil die konkrete Erinnerung aller handelnden Akteure daran in den 1950er Jahren noch sehr präsent war. Gleichzeitig kann man kaum übersehen, wie sehr die veränderten Rahmenbedingungen zu Be-

[19] Lutz RAPHAEL, Die Pariser Universität unter deutscher Besatzung 1940–44, in: Geschichte und Gesellschaft 23 (1997), S. 507–534, hier S. 530.

[20] Ibid., bes. S. 527ff.

ginn des gleichen Jahrzehnts die Gründung des DHIP begünstigten. Nicht nur die allgemeinen politischen Zeichen im Rahmen der Westanbindung der Bundesrepublik standen günstig, sondern auch die ökonomischen Ausgangsvoraussetzungen stellten sich in einem weit besseren Licht dar als noch während der Besatzungsjahre. In der Gesamtschau sind die 1950er Jahre überhaupt ein Jahrzehnt der Wieder- und Neugründungen zahlreicher geschichtswissenschaftlicher Institutionen gewesen. Dazu zählen beispielsweise das Max-Planck-Institut in Göttingen, die zunächst in Bonn und heute in Berlin ansässige Kommission zur Erforschung des Parlamentarismus und der politischen Parteien, das Collegium Carolinum in München sowie zahlreiche weitere Forschungsinstitutionen. Das DHIP kann man folglich als Teil einer Gründungs- und Ausbauwelle im gleichen Zeitraum betrachten[21].

Die konkreten Schritte zur Gründung sowie der sich daran anschließende Auf- und Ausbau des DHIP verdanken sich jedoch vor allem dem Engagement deutscher Historiker an den Universitäten Bonn und Mainz, deren Wirken bislang in seinen vielfältigen Facetten nur in Ansätzen bekannt war[22]. Die Beiträge im vorliegenden Tagungsband bieten hierzu eine Fülle zusätzlicher Erkenntnisse. So waren die persönlichen Kontakte des Mediävisten Eugen Ewig zu seinen französischen und deutschen Kollegen, aber auch seine Beziehungen zur Bonner und Pariser Politik von wegweisender Bedeutung. Seine guten Kontakte zur katholischen Presse um die Zeitung »Temps Présent« sowie zum christlich-linkskatholischen Mouvement républicain populaire vermochte Ewig nach dem Zweiten Weltkrieg dazu zu nutzen, Kontakte zwischen Konrad Adenauer und Robert Schuman aufzubauen; zeitweilig nahm er sogar die Rolle eines »Postillon« zwischen den beiden Politikern ein. Daß dieses Wirken ebenfalls auf akademisch-institutioneller Ebene einen Niederschlag finden sollte, verdankte sich vor allem der auf französische Initiative hin neu gegründeten Universität Mainz, wo Ewig sowie verschiedene Altersgenossen und gute Bekannte zeitweilig eine akademische Heimstatt fanden. In der Folge entwickelte sich das Historische Seminar an der dortigen Universität zur Hochburg einer abendländisch-katholisch inspirierten Historiographie. Im weiteren Umfeld wirkten außerdem die von der französischen Besatzungsverwaltung initiierten Speyrer Historikertreffen förderlich, worüber das deutsch-französische Fachgespräch wieder in Gang gebracht werden konnte, wenn auch mit einem deutlich katholischen Einschlag[23].

[21] Vgl. Winfried SCHULZE, Deutsche Geschichtswissenschaft nach 1945, München 1989, S. 242ff.

[22] Vgl. dazu Ulrich PFEIL, Eugen Ewig. Ein rheinisch-katholischer Historiker zwischen Deutschland und Frankreich, in: François BEILECKE, Katja MARMETSCHKE (Hg.), Der Intellektuelle und der Mandarin, Kassel 2005, S. 527–552; Kajta WOJTYNOWSKI, Das Fach Geschichte an der Johannes Gutenberg-Universität Mainz 1946–1961, Stuttgart 2006.

[23] Siehe dazu Christoph CORNELISSEN, Gerhard Ritter. Geschichtswissenschaft und Politik im 20. Jahrhundert, Düsseldorf 2001, S. 394–398.

Insgesamt charakteristisch für die in Mainz tätigen Wissenschaftler und ihre Kollegen am Bonner Historischen Seminar waren ihre tiefe Milieuverbundenheit mit dem katholisch geprägten Rheinland und ihre intellektuelle Prägung durch die Idee des Abendlandes. Als ihr vorderster Verfechter war seit den 1920er Jahren der Romanist und Theologe Hermann Platz hervorgetreten, der ab 1925 mit der von ihm herausgegebenen Zeitschrift »Abendland« entsprechenden Vorstellungen ein Forum bot. Aus solchen Ansätzen heraus entwikkelten Ewig und seine Mitstreiter nach dem Zweiten Weltkrieg die katholisch inspirierte Zielsetzung, das preußenlastige Deutschlandbild Richtung Westen zu verschieben und dem Rheinland so eine zugleich historisch rückprojizierte Mittlerfunktion zwischen Frankreich und Deutschland zuzuweisen. Ihr Anliegen war erfolgreich, weil sich in den 1950er Jahren – so das treffende Urteil Ulrich Pfeils – ein »dialektisches Verhältnis von historisch unterlegten Raumdiskursen und politischer Neuorientierung« einstellte[24].

Angesichts derartiger Entwicklungen kann kaum überraschen, daß Ewig und seine Mitstreiter rasch zur Stelle waren, als Adenauer Anfang 1954 die finanzielle Unterstützung geschichtswissenschaftlicher Vorhaben in Aussicht stellte. Unter der tatkräftigen Führung Paul Egon Hübingers, der seit März 1954 zum Leiter der Abteilung Kulturelle Angelegenheiten des Bundes im Bundesinnenministerium avanciert war, einigten sich die Promotoren des Plans schon bald darauf, eine deutsche historische Forschungsstation in Paris aufzubauen[25]. Freilich schätzten die Bonner Diplomaten in Paris die deutsch-französischen Beziehungen noch Mitte der 1950er Jahre als problematisch ein und fürchteten deswegen, daß die Einrichtung eines historischen Instituts für ausschließlich deutsche Forschungszwecke in konservativen Kreisen auf Kritik stoßen werde. Mit Mitteln des Bundeskanzleramtes unternahm Ewig daher im März 1956 zunächst eine Sondierungsreise, um die Einstellung französischer Akademiker und Politiker zum fraglichen Projekt näher auszuloten. Obwohl verschiedenen französischen Gesprächspartnern zu diesem Zeitpunkt die Kulturarbeit des »Deutschen Instituts« noch in durchaus schlechter Erinnerung war, gelang Ewig der atmosphärische Durchbruch. Im Grunde machte er mit seiner Reise den Weg zur Gründung des DHIP frei: Die offiziell am 21. November 1958 erfolgte Eröffnung als Centre allemand de recherches historiques – erneut unter tatkräftiger Unterstützung Hübingers – war nicht zuletzt das Werk von Eugen Ewig. Daß jedoch hierbei zunächst der Weg einer nur privat angemieteten Dienststelle gewählt wurde, wirft ein bezeichnendes Licht auf die delikaten diplomatischen Probleme im Hintergrund.

[24] PFEIL, Eugen Ewig (wie Anm. 22), S. 545.

[25] Vgl. zum Wirken Hübingers: Eugen EWIG, Hübinger, Paul Egon (1911–1987), in: Francia 15 (1987), S. 1143–1147; Theodor SCHIEFFER, Paul Egon Hübinger, in: Der Archivar 40 (1987), S. 638f.

Ganz offensichtlich fiel es den westdeutschen Mediävisten in den 1950er Jahren sehr viel leichter als ihren Kollegen aus der Neuzeit, genau dort wieder anzuknüpfen, wo zeitweilig Kontakte unterbrochen worden waren, oder auch einfach die Projekte fortzusetzen, welche in den Jahren zuvor nicht wirklich einen Einbruch erfahren hatten[26]. In personeller und institutioneller Hinsicht dokumentieren die vorliegenden Beiträge ein um das andere Mal die außerordentlich wichtige Rolle der Bonner Historiker beim Aufbau des DHIP. Hierbei spielte zum einen die Tatsache eine wichtige Rolle, daß mehrere Hauptakteure Schüler des im »Dritten Reich« zwangsemeritierten jüdischen Hochschullehrers Wilhelm Levison gewesen waren. Sie kannten sich also gut untereinander, verfolgten ähnliche oder sogar gemeinsame Forschungsanliegen und außerdem zeichnete sie ein ausgeprägtes Interesse an der Geschichte Frankreichs aus. In einem weiten Sinn rechneten sie sich weiterhin zu Verfechtern der katholisch geprägten Abendlandvorstellungen. Ebenso wichtig aber war, daß mit Hübinger in seiner Funktion als Ministerialdirektor im Innenministerium sowie als ausgewiesener Fachhistoriker ein enger Vertrauter an einer ganz entscheidenden Stelle saß, von der aus die Institutsgründung politisch und administrativ vorbereitet werden konnte. Überdies boten die Berufungen an die Universität in Bonn sowie an die von der französischen Besatzungsmacht wieder neu begründete Universität Mainz bis in die 1960er Jahre die Möglichkeit, der deutschen Frankreichforschung in der Mediävistik einen ausgebauten institutionellen Rahmen zu verschaffen.

Aus allen genannten Faktoren ergab sich eine – modern gesprochen – intensive Vernetzung der Beteiligten untereinander. Für die ersten Jahre des DHIP war das von entscheidender Bedeutung, errichtete doch die Universität Bonn nach der Berufung Stephan Skalweits (zuvor in Saarbrücken und Berlin) und Eugen Ewigs im Jahr 1964 einen Schwerpunkt in der Frankreich-Forschung, so daß dort ein Pendant zum DHIP bestand[27]. Bis zu einem gewissen Grad wurde das DHIP so zum ›Ziehkind‹ der Bonner Mediävistik, mit Schwerpunkten in der Prosopographie, Ideengeschichte und Frühneuzeitforschung. Sowohl die institutionen- als auch personalgeschichtliche Seite des Vorhabens bedürfen in der Zukunft noch der präziseren Rekonstruktion des personellen Netzwerkes und seiner Wirkungsmechanismen, aber auch eines detaillierten Nachweises von Kontinuitäten beziehungsweise Diskontinuitäten intellektueller oder gar ideologischer Deutungsmuster über die Schwelle des Jahres 1945 hinaus, als sie im einzelnen bislang geleistet werden konnte. Bei den hier gewählten individualbiographischen Verfahren treten derartige Fragen nur in Ansätzen zum Vorschein.

[26] Vgl. dazu den Beitrag von Anne-Chr. Nagel in diesem Band sowie für die Nachgeschichte: DIES., Im Schatten des Dritten Reichs. Mittelalterforschung in der Bundesrepublik Deutschland 1945–1970, Göttingen 2005.

[27] Siehe dazu den Beitrag von Matthias Pape im vorliegenden Band.

Das zeigt nicht zuletzt auch die Frage nach der Rezeption der Annales-Schule in Westdeutschland seit den 1950er Jahren. Vielleicht lohnt in diesem Zusammenhang nochmals der kurze Blick zurück auf eine Tagung der Westdeutschen Forschungsgemeinschaft aus dem Jahr 1935, auf der führende Volks- und Rheinlandhistoriker unter dem Thema »Deutsche in Frankreich – Franzosen in Deutschland« – zusammengekommen waren. Zu ihnen zählten Friedrich Metz, Franz Steinbach, Robert Holtzmann und Hermann Aubin; Tenor der Tagung war die Feststellung, wonach die Historiographie westlich des Rheins insgesamt zur Verharmlosung der älteren französischen Angriffe auf das Reich tendiere. Parallel dazu richteten Theodor Mayer und seine Mitstreiter, unter ihnen auch Leo Just, heftige Angriffe gegen die Publikationen der frühen Annales-Schule, darunter insbesondere das Rhein-Buch Lucien Febvres. Die deutschen Frankreichexperten sahen darin vor allem einen Versuch, nationale Interessen Frankreichs durch eine historiographische Betrachtungsweise zu unterstützen, welche die kulturelle und räumliche Zusammengehörigkeit im deutsch-französischen Grenzraum betonte. Obschon Theodor Schieffer und weitere deutsche Historiker während des Krieges ein positiveres Bild der Annales-Schule malten, standen die Zeichen für eine intensive und offene Rezeption dieser Strömung auch noch nach dem Zweiten Weltkrieg insgesamt nicht günstig[28]. Sowohl Gerhard Ritter als auch Hermann Heimpel vermochten mit ihren einflußreichen Stellungnahmen geradezu eine Blockade hervorzurufen. Insbesondere für die deutschen Historiker der Frontkämpfergeneration aus dem Ersten Weltkrieg gilt, daß sie selbstbewußt gegen die moderne französische Schule zu Felde zogen, weil sie glaubten, nur so das Banner von politischer und Ideengeschichte hochhalten zu können, denn nur so lasse sich der bedrohliche Bedeutungsgewinn der stärker sozialwissenschaftlich beeinflußten historiographischen Strömungen eindämmen[29].

[28] Siehe dazu Theodor SCHIEFFER, Rezension zu: Histoire de l'Église depuis les origines jusqu'à nos jours, publiée sous la direction de Augustin Fliche et Victor Martin, Bde. 6–8, Paris 1937–1941, in: Deutsches Archiv für Geschichte des Mittelalters 5 (1942), S. 548–550; vgl. die Debatte um die Rezeption der Annales in Westdeutschland bei Peter SCHÖTTLER, Zur Geschichte der Annales-Rezeption in Deutschland (West), in: Matthias MIDDELL, Steffen SAMMLER (Hg.), Alles Gewordene hat Geschichte, Leipzig 1996, S. 40–60; Werner PARAVICINI, Zwischen Bewunderung und Verachtung. Französische und deutsche Mediävistik seit dem letzten Kriege, in: Peter MORAW (Hg.), Die deutschsprachige Mediävistik im 20. Jahrhundert, Ostfildern 2005, S. 175–230.

[29] CORNELISSEN, Gerhard Ritter (wie Anm. 23), S. 476–583.

Methodische Aspekte und offene Fragen

Der Untertitel der Tagung, auf die der vorliegende Sammelband zurückgeht, lautete: »ein personengeschichtlicher Ansatz«. Die Organisatoren wählten mithin, um es bündig auszudrücken, den Weg der Biographieforschung. Nun bedarf es heute, nach der geradezu phänomenalen Wiederkehr dieser Gattung in den Kanon der Geschichtswissenschaft kaum mehr einer Verteidigung personengeschichtlicher Analysen. Freilich ist damit noch nicht die Frage geklärt, welches Verständnis biographischer Forschung damit der Einzelne verbindet. Hierzu gibt es mittlerweile ein breites, kaum mehr zu überschauendes Angebot: Ob, um hier nur Beispiele zu nennen, Friedrich Lengers Studie zur gelehrten Lebensführung zwischen wilhelminischem Kaiserreich und nationalsozialistischer Diktatur anhand der Person Werner Sombarts, Ulrich Raulffs politische Kulturgeschichte in seiner Biographie Marc Blochs oder Roger Chickerings psycho-historische Studie über Karl Lamprecht: Dazu gehören ebenfalls die der Denkstilanalyse Ludwig Flecks verpflichtete Studie Thomas Etzemüllers über Werner Conze, die über weite Strecken dekonstruktivistisch angelegte intellektuelle Biographie über Hans Rothfels von Jan Eckel oder die von mir selbst verfaßte Biographie über Gerhard Ritter, in der die konkreten Lebenserfahrungen im Handeln und Denken eines Historikers auf der Basis einer dichten Beschreibung mit den historiographischen und publizistischen Deutungen über immerhin rund sechs Jahrzehnte verknüpft werden. Wir sollten uns hierbei im Grundsätzlichen klarmachen, daß personenbezogene Porträts nur eine, wenn wohl auch die häufigste Form historiographiegeschichtlicher Arbeiten darstellen. Sie bedürfen jedoch, um ein Historikerleben und sein Wirken hinreichend erklärungsstark zu machen, der Ergänzung durch Studien anderen Typs.

Vor einigen Jahren hat Horst-Walter Blanke allein zehn verschiedene Typen und Funktionen der Historiographiegeschichtsschreibung unterschieden, die hier nicht vollständig aufgelistet werden müssen, zumal sie tatsächlich nicht trennscharf ausfallen[30]. Wer aber, wie hier in Paris, nach den Gründervätern fragt, wird zwangsläufig der Institutionengeschichte, aber auch den Problemgeschichten der Teildisziplinen eine relativ große Aufmerksamkeit widmen müssen. Ob auch die zeitweilig stark beachtete Sozial- beziehungsweise Gesellschaftsgeschichte des Faches weiterhilft, kann hier offen bleiben. Anregender dürfte es vielleicht sein, den neueren Fragen zur international vergleichenden Historiographiegeschichte sowie zur Transnationalität der Geschichtsforschung in beiden Ländern nachzugehen. Denn noch heute vollzieht sich das geschichtswissenschaftliche Arbeiten – jedenfalls teilweise – im

[30] Horst Walter BLANKE, Typen und Funktionen der Historiographiegeschichtsschreibung, in: KÜTTLER u.a. (Hg.), Geschichtsdiskurs, Bd. 1 (wie Anm. 4), S. 191–211.

Rahmen eines intensiven Wettbewerbs zwischen den akademischen Gemeinschaften. Sie konnten oft voneinander profitieren; gleichermaßen aber haben sie ebenso oft ein wechselseitiges Unverständnis, zuweilen sogar ein wechselseitiges Mißtrauen genährt. Gerade in den Jahrzehnten von der Wende zum 20. Jahrhundert bis zu den 1960er und 70er Jahren verwiesen Sprache, Tradition, öffentliches Interesse und politische Implikationen die Historiker beider Länder immer wieder auf ihre jeweilige Nation, wobei dies wohl stärker für die Historiker der Frühen und Späten Neuzeit als für die Mediävisten gesagt werden kann. Ob wir selbst uns mittlerweile völlig von solchen Einflüssen und Zielsetzungen befreit haben, sei dahingestellt. Mein Eindruck ist, so sehr die Internationalität der heutigen Geschichtsforschung zu ihrem Vorzug gehört, so sehr sind letztlich die trennenden Traditionen der politischen und wissenschaftlichen Kulturen weiterhin eine bleibende Herausforderung selbst unter den Bedingungen eines globalen Tagungsgeschäfts geblieben. Wir sollten daher den Faktoren der Nationalität, der Generations- und Konfessionszugehörigkeit, aber auch der regionalen Herkunft und den regionalen Interessen – man berücksichtige das hier stark beachtete Kontingent aus dem Rheinland – sowie weiteren individuellen Prägemomenten eine erhöhte Aufmerksamkeit schenken.

Um auf diesem Gebiet noch größere Klarheit zu gewinnen, als es bislang möglich war, braucht es nicht notwendig eines Rückgriffs auf die heute gelegentlich etwas modisch daherkommende Begrifflichkeit »Transkulturalität«, »Histoire croisée« oder auch »Verflechtungsgeschichte«, so sehr diese jede für sich Argumente haben mögen. Es bleibt vielmehr eine der herausgehobenen historiographiegeschichtlichen Aufgaben, in individual-, aber eben auch in gruppenbiographischen Arbeiten den wechselseitigen Beziehungen, Anregungen sowie Abgrenzungen nachzugehen. Dazu gehört auch eine Antwort auf die Frage, warum regelmäßig die Leistungen von Historikern jenseits der Grenze ignoriert, national vereinnahmt oder auch ›nur‹ verzerrt wiedergegeben worden sind. Daß hierüber stärker generationelle Prägungen sowie Netzwerkfaktoren thematisiert werden könnten, als dies auf der diesem Sammelband zugrunde liegenden Tagung der Fall gewesen ist, dürfte kein Nachteil sein. Ebenfalls dürfte es lohnenswert sein, mehr darüber zu erfahren, welche Rolle die französische Besatzungsmacht und ihre Berufungspolitik an die Universität Mainz als Schrittmacher des späteren Gründungsaktes in Paris gespielt hat[31]. Ohne Zweifel sind dadurch die Pläne zur Pariser Institutsgründung

[31] Allgemein dazu Corine DEFRANCE, Die Franzosen und die Wiedereröffnung der Mainzer Universität, 1945–1949, in: Gabriele CLEMENS (Hg.), Kulturpolitik im besetzten Deutschland 1945–1949, Stuttgart 1994, S. 117–130; Stefan ZAUNER, Die Johannes-Gutenberg Universität als ›Université Rhénane‹. Zur Wiedergründung der Mainzer Hochschule 1946 im Kontext der französischen Besatzungspolitik, in: Berichte zur Wissenschaftsgeschichte 21 (1998), S. 123–142.

gefördert worden, ungeachtet der kleineren diplomatischen Verwicklungen, welche die ersten Schritte ab 1958 mit sich brachten. Zusätzlich würde man gerne noch mehr aus den staatlichen Akten erfahren, aber auch aus den Nachlässen über die französischen Gründerväter des DHIP, also über Robert Fawtier, Pierre Renouvin, Maurice Baumont und viele weitere der Beteiligten auf französischer Seite.

Die systematische Aufarbeitung der Verstrickungen von Historikern in die Politik des NS-Regimes, speziell ihres Wirkens als Mitwirkende der deutschen Besatzung Frankreichs im Zweiten Weltkrieg, wurde erst in den letzten Jahren zum Gegenstand von tiefschürfenden Forschungsarbeiten gemacht. In diesem Zusammenhang ist immer wieder auch die Frage von Schuld und Schuldbekenntnissen aus der Nachkriegszeit thematisiert worden. Eine solche Engführung der »Vergangenheitsbewältigung« ist für das DHIP kaum von Bedeutung; weder in personen- noch in institutionengeschichtlicher Perspektive. Wohl aber behält eine der leitenden Forschungsfragen ihre Relevanz auch nach Abschluß der Tagung, über die der vorliegende Band berichtet. Im Kern geht es darum, wie biographische Kontinuität von Historikern mit der Diskontinuität von ihnen selbst erfahrener politischer, wirtschaftlicher oder auch kultureller Umbrüche historiographisch vermittelt wurde und wie daraus jeweils neue Geschichtsbilder entstanden. Die historiographischen Ablösungs- und Umwertungsprozesse, die typisch für Regimewechsel sind (Ulrich Pfeil), spielen eine außerordentlich wichtige Rolle. Hierzu bedarf es eingehender Werk- und Netzwerkanalysen, um den entsprechenden Entwicklungen auf die Spur zu kommen.

Abschließend eine Prognose: Die hier publizierenden Schüler- und Schülerinnen sowie Kollegen der Pariser »Gründerväter« haben den ›Objekten‹ ihrer biographischen Forschung oft nahe gestanden, sie kennen sie gut und wissen viel über sie. Das ist ein Vorteil, weil Geschichtswissenschaft aus der Fülle der eigenen Erfahrungen vielschichtiger und lebensnäher wirkt, als es das reine Aktenstudium zu vermitteln mag. Und doch ist abzusehen, daß eine Enkelgeneration weit weniger nachsichtig mit einigen der hier diskutierten Protagonisten umgehen wird, vielleicht sogar Kritisches zu Tage fördern wird, was wir noch nicht kennen. Aber das ist für einen Historiker nicht wirklich überraschend, ist doch der Wandel der Forschungsinteressen und eben auch der Bewertungsmaßstäbe ständig im Fluß.